

Hunger und Ueberleben

Autor(en): **Mussard, Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1964)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

teilweise aufhebt, verurteilt, ist man versucht, den Schluß zu ziehen, Jesus sei ein Neoliberaler gewesen, nur daß ihm begreiflicherweise einige national-ökonomische Kenntnisse fehlten.

Alle diese Referenten, so sehr sie sich von einander unterscheiden, haben *drei Dinge gemeinsam*:

1. Alle betrachten die christliche Lehre als Grundlage ihrer Gesellschaftsauffassung.

2. Keiner sprach von einem *christlichen Sozialismus*. Und doch ist das eine besondere Form einer christlichen Soziallehre, ein sozialistisches Gesellschaftsprogramm, begründet mit christlichem Glauben und christlicher Ethik. Um einen einzigen Namen auf protestantischer Seite zu nennen: Leonhard Ragaz war ein echter Sozialist auf der ausschließlichen Grundlage seiner religiösen Überzeugung und formulierte eine eigene christliche Soziallehre.

3. Keiner sprach von einem *freiheitlichen, demokratischen Sozialismus*, und damit vereinfachten sie, besonders von Kuenhnelt und Röpke, die Fronten auf anfechtbare Weise. Als ob jede sozialistische Ueberzeugung einen verwerflichen Kollektivismus darstellte und damit schon auf dem Wege zum totalitären Kommunismus marschierte! Man mußte fast froh sein, daß die beiden letztgenannten Redner nicht unsere Bundesbahnen oder die eidgenössische Post als Bollwerke eines unchristlichen Kollektivismus brandmarkten.

JEAN MUSSARD

Hunger und Ueberleben

Dem menschlichen Geschlecht eng verwandte Wesen traten schon sehr früh in die prähistorische Welt ein. Einer der ersten uns bekannten Vorläufer des «Homo sapiens» war der vor mindestens zehn bis zwölf Millionen Jahren lebende «Oreopithecus Bamboli», dessen vollständiges Skelett erst 1958 vom Basler Paleontologen Johannes Hürzeler in den Braunkohlengruben von Baccinello bei Grosseto (Toscana) entdeckt wurde. Die fossilen Reste von 40 bis 50 Individuen dieses Vormenschen wurden in der neuesten Zeit gefunden. Der Oreopithecus wurde vorerst als ein Vorfahre des Hundsaffen angesehen. Doch konnte ihn Hürzler als echten Hominiden identifizieren. Das menschliche Sich-Aufrichten hatte bei ihm bereits eingesetzt. Er besaß zwar noch die tierischen, ursprünglich als Waffen dienenden, langen und gekrümmten Eckzähne; im übrigen war es jedoch möglich, sein Gebiß als dasjenige eines deutlich in menschlicher Richtung differenzierten

Wesens zu erkennen. Vergleicht man seinen Schädel mit dem Haupt eines Hundsaffen, so fällt das Fehlen einer Schnauze auf. Die steile Profillinie und das Vorhandensein eines kleinen, aber klar ausgeprägten Nasenrückens springen in die Augen. Einen knöchernen Nasenrücken hat kein Affe; er ist hingegen als Ansatz der Fleischnase beim modernen Menschen von physionomischer Bedeutung und findet sich bei allen Frühmenschen ausnahmslos. Nebenbei bemerkt haben wir hier einen Grund zur Annahme, daß das Menschengeschlecht nicht von den Affen abstammt. Die menschliche Linie zweigt viel früher von den Plazentasäugetieren, nämlich von einer heute fast verschwundenen Lemurenart, ab. Einer ihrer seltenen Überreste sind die noch in Madagaskar heimischen, insektenfressenden Makis. Der *Oreopithecus Bamboli* erreichte eine Größe von nur 1,20 Meter; sein Gewicht übertraf nicht 40 bis 50 Kilogramm. Meines Wissens wurden bisher keine fossilen Reste von den Menschenvorfahren der nächsten zehn Millionen Jahre gefunden.

Unsere Urahnen waren in dieser Periode sehr dünn gesät. Die Sterblichkeit hielt der Geburtenzahl die Waage, so daß sie sich nicht vermehren konnten. Daß die Linie der Menschen überhaupt zu überleben vermochte, war an und für sich eine erstaunliche Leistung. Denn ihre Veranlagung war weder durch große Körperkraft noch durch hervorragende, natürliche Bewaffnung ausgezeichnet; ihre karge Nahrung bestand aus Pflanzen und erlegtem Wild; in Anbetracht ihrer Schwäche und Nacktheit mußten sie einen unerhört schweren Kampf ums Dasein bestehen und die härtesten klimatischen Veränderungen – einschließlich der periodisch wiederkehrenden Eiszeiten – über sich ergehen lassen. Bitter notwendig für ihre Erhaltung war die langsam einsetzende geistige Entwicklung, denn nur mit List und Schlaueit, später auch mit Hilfe von Knüppeln und schädelbrechenden Steinäxten war es den Frühmenschen möglich, den psychologisch viel besser ausgerüsteten Raubtieren nicht zu erliegen.

Es ist durchaus erklärlich, daß unter so prekären Lebensbedingungen die Ansätze der Natur, den *Homo sapiens* zu entwickeln, wiederholt fehl-schlagen und mehr als eine Rasse von Vor- und Frühmenschen ausstarb. Die Paleontologie belehrt uns darüber, daß das «Hominisationsfeld» zwar breit angelegt war, aber fast alle menschlichen Linien, deren Spuren ausgegraben werden konnten, erloschen sind. Die Vermutung ist berechtigt, daß manchmal mehrere in der Menschwerdung befindliche Rassen zur gleichen Zeit lebten: wo sie aufeinanderstießen, bekämpften sie sich wütend, womit sie zu ihrer gegenseitigen Ausrottung beitrugen. Offenbar ging der Krieg unter ihnen um die Eroberung oder Behauptung ergiebigerer Futterplätze und Jagdreviere, vielleicht auch um den Drang, in Gegenden milderer Klimas zu gelangen. Offenbar gab es schon lange vor der historischen Völker-

wanderung ähnliche, vorgeschichtliche Raubzüge, wie sie bei primitiven Stämmen heute noch vorkommen. Dieser Umstand erschwert es natürlich den Forschern sehr, die Abstammung des Menschengeschlechts von den Primaten genau zu bestimmen.

Unter den – wie es scheint – ausgestorbenen Anthropoiden möchte ich die folgenden erwähnen. Vor etwa zwei Millionen Jahren lebte der «Homo habilis», dessen Gebeine unlängst von Dr. S. B. Leakey in der Olduvai-Schlucht unweit des nördlichen Tanganjikaufers ausgegraben wurden. Dieser stellte Werkzeuge aus Stein her. Überreste steinerner Umwallungen scheinen darauf hinzudeuten, daß er imstande war, Behausungen oder zumindest Zufluchtstätten zu errichten. Vor etwa vierzig Jahren hatte Raymond A. Dart, Professor an der Universität von Johannesburg, den Fund eines prähistorischen Kinderschädels in einem Kalksteinbruch bei Taungs, nördlich der Diamantenstadt Kimberley, bekanntgegeben. Dart glaubte bei allen äffischen Zügen dieses Wesens an ihm menschliche Züge zu erkennen und behauptete, es handle sich hier um das kindliche Haupt eines vorgeschichtlichen Affen, der als das längst gesuchte, evolutive Bindeglied (missing link) zwischen den Affen und den Menschen anzusehen sei. Obschon diese Behauptung stark angezweifelt wurde, veranlaßte sie doch den Landarzt Robert Broom, sich auf die Suche nach südafrikanischen Affenmenschen zu begeben. Er fand bei Sterkfontein und Kromdrei, zwei fünfzig Kilometer von Johannesburg entfernten Ortschaften, eine ansehnliche Zahl von Schädeln und Gebeinen sowie Zähne dieser vormenschlichen Lebewesen, die er «Plesianthropus» nannte. Nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges hatte man bereits die fossilen Reste von über hundert erwachsenen und kindlichen Individuen beigebracht, die man unter dem Sammelnamen «Australopithecinen» zusammenfaßte. Andere wichtige Funde wurden bei Makapansgat, 300 Kilometer nordwestlich von Sterkfontein, gemacht. Hier ließen sich Spuren verkohlten Holzes sehen, was zur Vermutung Anlaß gab, diese Wesen hätten Feuer angefacht. Dart nannte sie daher «Australopithecus prometheus»; er betrachtete sie als eine besondere Art. In manchen von den Australopithecinen bewohnten Höhlen fand man eine große Zahl von Tierknochen, die offenbar zusammengetragen und meistens zertrümmert worden waren. Die diese Fundstätten bewohnenden Primaten ernährten sich nicht nur von Vegetabilien, sie fraßen auch Fleisch. Aus Knochen und Steinen verfertigten sie primitive Werkzeuge. Ihre Statur erreichte im Mittel 1,50 Meter. Der Inhalt der Hirnschale betrug erst noch 500 bis 700 Kubikzentimeter. Vergleichsweise sei erwähnt, daß der Hirnschaleninhalte des heutigen Menschen im Durchschnitt etwas über 1200 Kubikzentimeter beträgt. Das Gebiß des Australopithecus hatte ein teils äffisches, aber doch vorwiegend menschliches Gepräge mit relativ kleinen Schneidezähnen und

kurzen Eckzähnen. Seine aufrechte Haltung und die Fähigkeit, urtümliche Geräte nicht nur zu gebrauchen, sondern solche auch herzustellen, kennzeichnen ihn als Frühmenschen. Die Australopithecinen lebten bis vor weniger als einer Million Jahren.

Vor etwa 100 000 bis 150 000 Jahren erschien der «Pithecanthropus erectus», dessen Schädelinhalt etwas über 800 Gramm wog, und bald auch der «Sinanthropus» oder Halbmann von Peking, der eine Hirnmasse von 1100 Gramm hatte. Der letztere kannte das Feuer und verstand es, aus Steinen Werkzeuge und Waffen herzustellen. Man hat ihn irrtümlich für unseren direkten Vorfahren gehalten. Bei den Resten dieser Anthropoiden finden sich keine Grabstätten, die auf kultische Handlungen hinweisen. Sie hatten ein affenähnliches Facies, das uns häßlich anmutet. Sie erscheinen uns als sonderbare, mit einem Anfang von menschlicher Vernunft begabte Halbmenschen. Vor etwa 60 000 Jahren versandeten auch diese Wellen aufsteigender Humanität, und jede Spur von ihnen ging in den Eiszeiten verloren.

Nur etwa 10 000 Jahre später betritt der «Neandertaler Frühmann» die Bühne, der Steine schloiff, die Toten verehrte und morphologisch und physiologisch uns überaus ähnlich sieht. Er war in Europa, Afrika und Asien verbreitet. In verschiedenen Abarten lebend, verschwindet er ebenfalls und scheint nicht unser Ahne in direkter Linie zu sein. Über die Halbinsel Alaska wanderte er vielleicht als Rentierjäger in die Neue Welt.

Einem Funken gleich, der unter erlöschendem Feuer glomm und sich unerwartet entzündete, trat vor etwa 30 000 Jahren der «Homo sapiens» auf, unser direkter Altvorderer. Von Anfang an erschien er in seinen Varianten als Weißer, Gelber und Schwarzer. Ursprünglich als Nomade lebend, brauchte er etwa 20 000 Jahre, um zu lernen, Haustiere zu züchten, Mais und Getreide zu ziehen, das Brot zu erfinden. Nun erst fand er eine gesicherte Ernährungsgrundlage. Die Viehzucht und der Ackerbau gewährleisteten den Erfolg im Kampf gegen den Hunger und ermöglichten ein rascheres Wachstum der Bevölkerungen. Nächste Marksteine auf dem Wege zur Verlängerung des menschlichen Daseins waren dann die Fortschritte der Hygiene und der Medizin. 1776 erfand der englische Arzt Edward Jenner die Pockenimpfung; 1885 entwickelte Louis Pasteur das Serum gegen die Tollwut. Die meisten Infektionskrankheiten, welche vordem das menschliche Geschlecht dezimierten, werden heute wirksam bekämpft, was die Kindersterblichkeit vermindert und die mittlere Lebenserwartung drastisch erhöht.

Wir besitzen genügend Unterlagen, um das Wachstum der Menschheit in Zahlen ziemlich genau darstellen zu können. Die Amerikaner Lorimer und Wellenmeyer haben darüber Berechnungen angestellt; sie kamen zum

Schluß, daß die Erdbevölkerung nach einer sich über viele hunderttausend Jahre erstreckenden langsamen Entwicklung zur Zeit von Christi Geburt etwa 250 Millionen betrug. Im Laufe der nachfolgenden 16½ Jahrhunderte, also um 1650, erreichte sie eine halbe Milliarde. Zweihundert Jahre genügten dann, diese Zahl auf eine Milliarde zu verdoppeln. Die nächste Verdoppelung erforderte nur noch 80 Jahre; 1930 wurde die zweite Milliarde erreicht. Heute, im Jahre 1964, wird unser Planet von drei Milliarden Menschen bewohnt. Auf Grund zuverlässiger Schätzungen der Organisation der Vereinten Nationen für Ernährung und Landwirtschaft (FAO in Rom) verdoppelt sich die Erdbevölkerung zurzeit innert 30 bis 35 Jahren. Im Jahre 2000, also noch zu Lebzeiten unserer Kinder, wird sie sechs Milliarden betragen.

Das schwindelerregende Wachstum der Erdbevölkerung, das nun eingesetzt hat, ist für die Existenz aller bedrohlich. Es kann offenbar nicht lange im gleichen Tempo weitergehen. Wenn die Menschenzahl sich weiterhin in je hundert Jahren dreimal verdoppeln sollte, so würde sie im Jahre 2100 achtundvierzig Milliarden betragen, sechzehnmal die heutige Zahl. Dieser Bestand kann praktisch nicht erreicht werden, ohne daß vorerst schwere Katastrophen – allgemeine Hungersnot oder Krieg – eintreten. Die Erde ist zu klein, um solchen Menschenmassen Nahrung zu gewähren. Völker würden einander zerfleischen, Zivilisationen untergehen; vielleicht wäre es überhaupt das Ende des Homo sapiens.

Wenn es der menschlichen Intelligenz bisher gelang, die Bedrohungen zu meistern, denen unsere Art in den vergangenen Jahrtausenden ausgesetzt war, so hat es nunmehr den Anschein, daß aus demselben Verstand die tödlichste aller Gefahren für unser Dasein heraufbeschworen wird. Denn unser Erfindungsgeist verschaffte uns die Waffe, mit welcher wir im Kampf um Lebensraum und Nahrung einander auszurotten vermögen: die Atombombe.

*

Die nachfolgenden Betrachtungen sind unchristlich. Sie schlagen – ich weiß es – den Prinzipien ins Gesicht, welche zurzeit von allen Regierungen der Welt als sakrosankt proklamiert werden und angeblich ihr Verhalten in der internationalen Politik für alle Zeiten regeln sollen.

Ich will nicht Prophezeiungen anstellen und auch nicht Kassandrarufe ausstoßen. Doch möchte ich das hier Gesagte mit einem Beispiel illustrieren, welches zeigt, wie sich aus der gegenwärtigen Lage eine durchaus mögliche, ja sehr wahrscheinliche Ereignisfolge abzeichnet, die überaus bedenklich ist. Sie liegt jedenfalls in der Natur der Dinge und könnte, indem sie zu einem Krieg mit nuklearen Waffen führt, unsere besten, von Religion, Moral und Gesinnung eingegebenen Vorsätze – wie ein Sturm die Gewässer aufwühlt – mit elementarer Gewalt fortschwemmen.

Die Bevölkerung Chinas wird zurzeit mit sechs- bis siebenhundert Millionen angegeben. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß sie bis zur Jahrhundertwende, also innert sechsunddreißig Jahren, die Milliarde reichlich überschritten haben wird. Die Sowjetunion wird dann vielleicht etwas über 500 Millionen Einwohner zählen, die Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa 350 Millionen. Sämtliche hier angeführten Zahlen sind wahrscheinlich eher zu niedrig.

Die Chinesen sind ein Volk von hoher und alter Kultur mit ausgesprochener handwerklicher Begabung. Sie sind durchaus fähig, Atombomben herzustellen und strengen sich in dieser Richtung heftigst an. Zurzeit sind sie gegen die Sowjetunion sehr erbost, weil diese sich weigert, ihnen ihre Fabrikationsgeheimnisse für nukleare Waffen bekanntzugeben. Die Russen sind so vorsichtig, sich nicht selbst der Uebermacht ihrer gelben «Gesinnungsgenossen» auf Gnade oder Ungnade auszuliefern, indem sie diesen helfen, aufs modernste aufzurüsten. Das gehört zum wahren Hintergrund des gegenwärtigen ideologischen Zwistes zwischen der Sowjetunion und der Chinesischen Volksrepublik; man muß sich diese Tatsache vor Augen halten, wenn man den sonst recht schwer verständlichen Streit zwischen den beiden Staaten begreifen will. Die Chinesen beanspruchen nicht nur die Führung innerhalb der Gruppe der sozialistischen Länder; sie wollen die Weltherrschaft an sich reißen, wenn sie sich auch wohlweislich davor hüten, dieses Ziel offiziell auszusprechen. Die demographischen Verhältnisse sind ihnen insofern günstig, als sie den Russen zahlenmäßig stark überlegen sind. Den russischen Führungsanspruch lehnen sie folgerichtig ab.

Wir dürfen nicht übersehen, daß der russisch-chinesische Hader eine viel ältere und tiefere Rivalität verdeckt, nämlich den Wettstreit zweier Rassen, der Gelben und der Weißen. Diesen Kampf führen die Chinesen mit Verschlagenheit und größter Zähigkeit. Sie haben versucht, Rußland in einen Krieg mit Amerika zu verwickeln, damit die Weißen sich untereinander schwächen und womöglich vernichten. Dann wären die Gelben die lachenden Dritten gewesen. Wieder erwiesen sich die Russen als vorsichtig und schlau genug, um der «friedlichen Koexistenz» den Vorzug zu geben und das Äußerste zu vermeiden, was die Chinesen ungemein erbitterte. Sie erklären, das Verhalten Sowjetrußlands sei unsozialistisch. Es ist durchaus denkbar, ja sogar wahrscheinlich, daß die Russen den sogenannten «Kalten Krieg» zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den «sozialistischen Ländern» sich noch mehr abkühlen lassen und eine weitere Annäherung an die Nordamerikaner vornehmen, bis ein heißer Krieg zwischen Amerika und China – in welchem die Sowjetunion neutral bleibt – ausbrechen kann. Mit anderen Worten: Die ideologischen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kommunisten und Kapitalisten, welche zwar aus propagandistischen Grün-

den immer gern aufgebauscht werden, aber in Wirklichkeit schon längst dazu neigen, an Schärfe einzubüßen, treten hinter der immer unvermeidlicher werdenden Rassenauseinandersetzung zurück.

Diese naturbedingte Auseinandersetzung erscheint um so unausweichlicher, als China nach allen Seiten hin — außer nach dem Norden — zwischen dem Meer und dicht bevölkerten Ländern eingeeignet ist und es ihm an unentbehrlichem Lebensraum gebricht. Auf mindestens vier Fronten hat das Reich der Mitte Reibungsflächen: mit Rußland, den USA, Formosa und Indien. Die bedeutsamsten Ereignisse weltpolitischen Ausmaßes, die es bedrohen, nehmen zweifellos von seiner nördlichen Grenze ihren Ausgang längs einer Linie, die sich von Sinkiang über die Mongolei und die Mandschurei über siebentausend Kilometer erstreckt und das schon übervölkerte Gebiet der Chinesischen Volksrepublik von dem noch relativ dünn besiedelten Sibirien trennt. Auf dieser Linie ereigneten sich in den letzten Jahrzehnten — wie schon in früheren Jahrhunderten — ununterbrochen kriegerische Händel zwischen Weißen und Gelben, welche Sowjetrußland zwingen, dort militärische Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen. Wenn die chinesischen Massen die Zahl einer Milliarde übertreffen und dann noch alljährlich um weitere zwanzig Millionen zunehmen, so muß der auf die sibirische Südgrenze ausgeübte Bevölkerungsdruck unerträglich werden. Ein Dambruch wird dann unvermeidbar, ein Erguß chinesischer Soldateska in russisches Gebiet.

Chinas Klima ist erbarmungslos. Bald trocknet die Dürre den Boden aus, bald heult der Taifun durch das Land, fruchtbare Erde zu den Wolken wirbelnd und wohlbestellte Felder mit Wüstensand zudeckend. Und wenn die großen Flüsse des Reiches aus den Ufern treten, so schwemmen sie Dörfer, Herden und Ernten davon. Schon immer erlitt das Reich der Mitte Hungersnöte, das Volk hat lernen müssen genügsam zu sein und ist hart geworden. Zweifellos wird es versuchen, den Gürtel seiner Grenzen, der zu eng ist, zu sprengen, sich der Landstriche Sibiriens, die ein mildes Klima aufweisen und fruchtbar sind, zu bemächtigen.

Man wird sagen, die Russen werden sich zur Wehr setzen und die Invasion — wenn nötig unter Einsatz der Atombombe — zurückschlagen. Die Rechnung ist jedoch nur richtig, sofern die Chinesen bis dahin nicht selbst auch über nukleare Waffen verfügen. In zwei bis drei Jahrzehnten wird das der Fall sein. Also muß die Sowjetunion Abwehrmaßnahmen treffen, bevor es zu spät ist. Das kann sie allein oder im Bunde mit Nordamerika tun. Für die Russen wäre es die eleganteste Lösung, wenn sie es den Amerikanern überlassen könnten, die gelbe Flut zurückzudämmen. So könnte das politische Ziel erreicht werden, ohne daß Kommunisten das

Odium auf sich zu nehmen hätten, gegen die allzu gefährlich werdende «sozialistische» Brudermacht mit Atombomben vorzugehen.

Wer sich die Frage vorlegt, was wohl Amerikas Einstellung zu diesem Problem sein kann, muß bei nüchterner, vorurteilsloser Überlegung zu folgenden Schlüssen kommen. Das Erstarken des Reichs der Mitte verursacht heute schon den Vereinigten Staaten von Nordamerika ernste Sorgen. Sie befinden sich praktisch seit zwanzig Jahren im Zustand des Krieges gegen China. Die Kämpfe um Korea und um Vietnam, das Ringen um die Unabhängigkeit Formosas sind sehr wahrscheinlich nur Etappen auf dem Wege zu einer entscheidenden Auseinandersetzung. Es muß den Amerikanern sehr daran gelegen sein, seitens Rußlands freie Hand gegen China zu erlangen. Natürlich besteht auch bei ihnen große Abneigung gegen den Einsatz der Atomwaffe. Sie haben es seinerzeit unterlassen, Rußland zusammenzuschlagen, als sie es ungestraft tun konnten. Und als MacArthur die Absicht bekundete, China mit fünfzig Atombomben zu belegen, um den Chinesen an der Yalufont den Garaus zu machen, wurde er von Präsident Truman seines Kommandos enthoben. Moralisch ist diese Zurückhaltung den USA hoch anzurechnen. Mit einem Menschenpotential, das nur ein Drittel desjenigen Chinas beträgt, geraten aber die Vereinigten Staaten hoffnungslos in Rückstand gegenüber den die Weltherrschaft beanspruchenden Gelben, wenn sie untätig der Aufrüstung der letzteren zusehen, bis diese ihren Willen den Weißen aufzuzwingen in der Lage sind.

Bei aller Hochachtung für die «Fairneß» der kapitalistischen Großmacht darf man doch bezweifeln, daß in Washington die Staatsraison nicht in den nächsten Jahren einmal dafür spricht, man dürfe sich gegenüber den rücksichtslosen Potentaten Pekings nicht schwach zeigen. Die christliche Gesinnung der Amerikaner hat sie seinerzeit nicht davon abgehalten, die Indianer auszurotten, um sich ihrer Jagdgründe zu bemächtigen. Der liebe Gott hat es ihnen, wie es scheint, längst verziehen. Nur mexikanische Peons und südamerikanische Volksstämme haben bis heute das Vorgehen der weißen Eroberer weder vergessen noch vergeben. Wenn die Chinesen einmal die Vormachtstellung Amerikas bedrohen und die Hegemonie der Weißen in der Welt in Frage stellen, so ist nicht einzusehen, was die Amerikaner dazu anhalten könnte, die Gelben gewähren zu lassen. Die weiße Großmacht wird dann zuschlagen, auch wenn es ein paar hundert Millionen Menschenleben kosten sollte und die Ausradierung Chinas bedeutete. Die Schuld am Geschehen ließe sich ohne viel Mühe der Arroganz und den Machtgelüsten des Feindes zuschreiben.

Auf die Dauer werden zweifellos die Gesetze der Natur über die Widerstände der Moral und der Sittlichkeit die Überhand gewinnen. Es liegt durchaus im Sinne dieser Entwicklung, daß die USA die Aufnahme der

Chinesischen Volksrepublik in den Verband der Vereinten Nationen ablehnen und sie jetzt schon für unwürdig erklären, zu den zivilisierten, friedliebenden Staaten gezählt zu werden.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß das Wachstum der Bevölkerungen zum Kriege drängt und dieser leider mit großer Sicherheit zum Einsatz der Atombombe führt.

MARKUS SCHELKER

Jean Jaurès und der sozialistische Humanismus

Jean Jaurès — dieser Name bewegte zur Zeit unserer Großväter die Sozialisten Europas. Für viele war er etwas wie ein Symbol, eine Verkörperung des echten, tief menschlichen sozialistischen Humanismus. Und was ist heute übriggeblieben von dieser einstigen Weltberühmtheit? Man weiß noch, daß seine Anstrengungen der Erhaltung des Friedens galten und daß er eine wichtige Rolle innerhalb der II. Internationale spielte. Man weiß vielleicht auch noch, daß er wenige Tage vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ermordet wurde. Doch in diesen wenigen Fakten erschöpft sich zumeist unser Wissen um Leben und Wirken dieses großen Menschen. Sein Todestag, der sich dieses Jahr zum fünfzigsten Male jährt, mag uns nun zum äußeren Anlaß dienen, dieses Mannes Leben kurz zu skizzieren.

Am 3. September 1859 kam Jean Jaurès in Castres (Département Tarn) in der Nähe von Toulouse als Sohn einfacher Eltern zur Welt. Dank seinen guten Schulleistungen erhielt er mit 17 Jahren ein Stipendium nach Paris, wo er während zweier Jahre das berühmte Lyzeum «Louis-le-Grand» besuchte. Hier erhielt er eine vorzügliche klassisch-humanistische Ausbildung. Im Jahre 1878 bestand er mit Glanz die Aufnahmeprüfung an die «Ecole Normale». Diese Schule, durch die schon viele große Männer gegangen sind, besitzt in Frankreich etwa jene exklusive Stellung, welche die Public School von Eton in England einnimmt. Nachdem Jaurès seine Studien an der «Ecole Normale» abgeschlossen hatte, übernahm er eine Gymnasiallehrerstelle in Albi. Zwei Jahre später erhielt der junge, umfassend gebildete Wissenschaftler eine Dozentur an der Universität von Toulouse. Während seiner freien Zeit beschäftigte er sich intensiv mit den sozialen Zuständen seiner Heimat. 1885 kandidierte er als Gegner der Unternehmer für die Parlamentswahlen — und wurde mit der höchsten Stimmenzahl des ganzen Departements gewählt. So hielt er als Sechszwanzigjähriger seinen Einzug ins Parlament, wo er allerdings vorerst noch ziemlich im Hintergrund blieb.